

MSG Moderne Stadtgeschichte, Bd. 55/1 (2024), 47-58

DOI: 10.60684/msg.v55i1.30

Andrea Althaus

Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg

Perfect Match? Zum Zusammenspiel von Oral History und Citizen Science

MSG Moderne Stadtgeschichte

ISSN: 2941-6159 online

<https://moderne-stadtgeschichte.de>

Dieses Werk steht unter der [Lizenz Creative Commons Namensnennung 4.0 International](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/).
Bei den Abbildungen sind eingeschränkte Lizenzformen möglich, Weiternutzungsrechte
sind gesondert abzuklären.

© Andrea Althaus 2024



Andrea Althaus

Perfect Match? Zum Zusammenspiel von Oral History und Citizen Science

Citizen science projects that aim for high levels of participation often use oral history as a method. In doing so, they tend to face similar problems that oral historians faced decades ago: high expectations, historiographical misunderstandings, asymmetrical relationships, and conflicts of interest and interpretation. To address these challenges, the author takes a look at the history of oral history. Against the backdrop of debates about collaborative interview research, the article discusses the similarities and difficulties of oral history and citizen science. On this basis, the author offers ethical and communicative suggestions for successfully combining the two research approaches. She points out that citizen scientists can be meaningfully involved in all phases of an oral history project if the biographical self-images of the participants are handled with care, expectations are discussed, the basic values of historical analysis are communicated, and the limits of shared authority are openly discussed. The presentation of the results should leave sufficient room for different interpretations, which is especially important in case of conflict.

1. Einleitung

Liebesbriefe entziffern, Tagebücher transkribieren, Grabsteine fotografieren, Objekte spenden, Wissen teilen, Leben erzählen und Geschichte erforschen: Menschen mit Sinn für – nicht zwingend einem Studium der – Geschichte haben heutzutage viele Möglichkeiten, historisch tätig zu werden. Dazu braucht es keine Mitgliedschaft im örtlichen Geschichtsverein oder Engagement im Lokalmuseum mehr. Wenige Klicks im Internet genügen, um eine Fülle an Projekten zu finden, die zur Mitarbeit einladen. Die Citizen-Science-Plattform „Bürger schaffen Wissen“ bringt seit 2013 akademisch etablierte Wissenschaftler*innen mit interessierten Bürger*innen in Kontakt. Die dort verzeichneten Projekte sind größtenteils an Universitäten, Museen oder Archiven angesiedelt und werden von wissenschaftlichen „Expert*innen“ geleitet. Den historisch interessierten „Lai*innen“ ist mehrheitlich eine assistierende Rolle zugeordnet.¹

¹ <https://www.buergerschaffenwissen.de/> [29.04.2024]. Bei 35 von 43 Projekten, die im Herbst 2023 auf der Plattform mit „Geschichte“ gelabelt waren, hatten die Bürger*innen eine rein zudienende Funktion (Stand: 19.09.2023, eigene Zählung). Selbstverständlich sind Wissenschaftler*innen auch Bürger*innen. Umgekehrt sind viele „Lai*innen“ aka-

Der Grad ihrer Partizipation kann als kontributiv – in Abgrenzung zu kollaborativ oder ko-kreativ – beschrieben werden. Kontributive Projekte werden von institutionell etablierten Wissenschaftler*innen entwickelt und geführt, Citizen Scientists steuern vor allem Daten bei. Kollaborative Vorhaben ermöglichen den beteiligten Bürger*innen, zusätzlich bei der Fortentwicklung des Studiendesigns oder der Auswertung mitzureden. In ko-kreativen Projekten arbeiten „Expert*innen“ und „Lai*innen“ von der Idee bis zur Evaluation gleichberechtigt zusammen.² Für die vorherrschende kontributive Teilhabe wird auch problematisierend von „Top-Down-Citizen-Science“ oder „Citizen Science light“ gesprochen.³ Die zudienende Form der Partizipation reiche nicht aus, um die Ansprüche, die wissenschaftspolitisch an die Citizen Science geknüpft werden, zu erfüllen.⁴ Die aktive Beteiligung von Bürger*innen an Forschungsprozessen soll nämlich nichts weniger als Wissenschaft und Gesellschaft demokratisieren, die Produktion von Wissen gesellschaftlich relevanter und den Zugang dazu gerechter machen. Indem Bürger*innen nicht nur belehrt, sondern beteiligt würden, entwickelten sie mehr Verständnis für wissenschaftliches Denken, was sie resistenter gegen Populismus werden lasse und zur Lösung gesellschaftlicher Krisen beitrage.⁵ Ob das Fotografieren von Grabsteinen oder das Entziffern von Liebesbriefen dabei helfen, diese Ziele zu erreichen, darf in der Tat bezweifelt werden. Doch wie werden Citizen-Science-Projekte konzipiert, die Wissenschaft niedrigschwelliger, inklusiver, gerechter, diverser, hierarchieärmer, kurz: demokratischer machen wollen? Auffällig ist, dass viele ko-kreative histo-

demisch gebildet, allerdings bezieht sich ihre Expertise auf ein anderes Fachgebiet oder sie sind institutionell nicht etabliert. Zur antagonistischen Terminologie in der Citizen Science vgl. kritisch Ludwig M. Eichinger, Sprache aus der Sicht des Ohrenzeugen oder citizen science. Die Bandbreite des Laienwissens, in: Toke Hoffmeister/Markus Hundt/Saskia Naths (Hrsg.), Laien, Wissen, Sprache. Theoretische, methodische und domänenspezifische Perspektiven, Berlin 2021, S. 175-197, hier S. 185; vgl. Nicola Moczek u. a., The Known Unknowns. What Citizen Science Projects in Germany know about their volunteers, and what they don't know, in: Sustainability 13:11553, 2021, S. 1-25, hier S. 6 f.

² Vgl. jüngst Kristin Oswald, Wie realistisch sind die Erwartungen an Citizen Science in den Geschichtswissenschaften und angrenzenden Feldern?, in: René Smolarski/Hendrikje Carius/Martin Prell (Hrsg.), Citizen Science in den Geschichtswissenschaften. Methodische Perspektive oder perspektivlose Methode?, Göttingen 2023, S. 23-40, hier S. 27.

³ Vgl. Cord Arendes, Historiker als „Mittler zwischen den Welten“? Produktion, Vermittlung und Rezeption historischen Wissens im Zeichen von Citizen Science und Open Science, in: Heidelberger Jahrbücher Online 2, 2017, S. 19-58, hier S. 25; vgl. Eichinger, Sprache, S. 179 f.

⁴ Vgl. Oswald, Wie realistisch, S. 29.

⁵ Vgl. Aletta Bonn u. a., Weißbuch Citizen Science Strategie 2030 für Deutschland, hrsg. von Bürger schaffen Wissen (GEWISS), Warstein/Berlin 2022, S. 13 f.; Barbara Heinisch u. a., Citizen Humanities, in: Kathrin Vohland u. a. (Hrsg.), The Science of Citizen Science, Cham 2021, S. 97-118, hier S. 111-113; Oswald, Wie realistisch, S. 24.

rische Citizen-Science-Projekte – insbesondere im Bereich der Stadt- und Migrationsgeschichte – dafür auf die Methode der Oral History zurückgreifen und die Teilnehmenden dazu animieren, als Erfahrungsexpert*innen ihre Geschichte und ihr (städtisches) Umfeld selbst zu beforschen.⁶

In meinem Beitrag gehe ich den Fragen nach, warum die Oral History für viele historische Citizen-Science-Projekte als attraktive Methode erscheint, welche Schwierigkeiten damit verknüpft sind und wie die beiden Ansätze gewinnbringend kombiniert werden können. Dazu arbeite ich zunächst die ideale Verwandtschaft von Citizen Science und Oral History heraus und diskutiere anschließend – vor dem Hintergrund der jahrzehntealten Debatten um partizipativ-kollaborative Ansätze in der Oral History – grundlegende Herausforderungen ko-kreativen Schaffens. Zum Schluss mache ich einige Vorschläge, wie die Oral History für eine (stadt-)geschichtliche Bürger*innenwissenschaft fruchtbar gemacht werden kann.

2. *Déjà-vu: Geschichte von unten und auf Augenhöhe*

Die idealistischen Ziele, die heute an die Citizen Science geknüpft werden, klingen in den Ohren von Oral Historians wohlbekannt. Die Etablierung der Oral History in der Bundesrepublik vor gut 40 Jahren war nämlich stark vom Wunsch getragen, die Geschichtsschreibung demokratischer und kooperativer zu gestalten. Lutz Niethammer, der wohl bekannteste Vertreter der frühen Oral History in der Bundesrepublik, schrieb 1980 im Vorwort zum ersten Sammelband, der sich hierzulande aus akademischer Sicht der Methode der Oral History widmete: „Eine demokratische Zukunft bedarf einer Vergangenheit, in der nicht nur die Oberen hörbar sind [...]. Die Entwicklung einer demokratischen Geschichte hakt aber noch an einer anderen Stelle [...]. [D]ie Männer, die Geschichte machen, [sind] noch immer weitgehend akademische Spezialisten [...], die ohne Mitwirkung der Betroffenen arbeiten“.⁷ Um diese beiden demokratischen Defizite in der Geschichtsschreibung zu beheben, biete sich insbesondere die Oral History an. Niethammer und andere frühe Oral Historians sahen ihre Interviewpartner*innen nicht als passive Forschungsobjekte an, sondern als gleichberechtigte Akteur*innen und Subjekte einer Geschichte, die es „solida-

⁶ Vgl. bspw. die kürzlich abgeschlossenen Projekte IDEA zur Migrant*innengeschichte als Teilhabe: <https://heridea.de/idea-2019-22/>; MigOst zur ostdeutschen Migrationsgeschichte: <https://www.damost.de/projekte/migost/ueber-das-projekt>; Open City Hamburg?: <https://zeitgeschichte-hamburg.de/open-city-hamburg.html> sowie Stadtrandgeschichten Süderelbe: <https://stadtrandgeschichten.de/> zur Hamburger Stadt- und Migrationsgeschichte [29.04.2024].

⁷ Lutz Niethammer, Einführung, in: Ders. (Hrsg.), *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“*, Frankfurt am Main 1980, S. 7-26, hier S. 7 f.

risch“ und „kooperativ“ – also „von unten“ – zu erheben und zu schreiben galt.⁸ Dieser Ansatz fiel insbesondere bei den in den frühen 1980er-Jahren aufkommenden Geschichtswerkstätten auf fruchtbaren Boden, in denen studierte Historiker*innen gleichberechtigt mit interessierten „Lai*innen“ das gemeinsame lokale – meist städtische – Umfeld erforschten. Um die Hierarchien in der Wissensproduktion und -vermittlung aufzubrechen, setzten sie auf die damals in der Bundesrepublik neu aufkommende Oral History.⁹ Sie erhofften sich von der Methode, welche die Menschen und ihre Geschichte(n) ins Zentrum stellt, dass sie einen Austausch auf Augenhöhe beförderte. Ein großes Anliegen war nämlich, dass die Forschungsergebnisse in den Stadtteil zurückwirken sollten, dass, so Martin Düspohl von der Weddinger Geschichtswerkstatt in einer Radiosendung im Jahr 1984, „die ‚Zeitzeugen‘, wie sie jetzt immer beliebter genannt werden, dass die in irgendeiner Form wieder was davon haben [...]“.¹⁰ Diese Forderung unterstrich der damals frisch habilitierte Historiker Detlev Peukert von der Universität Essen, der in der gleichen Sendung zu Wort kam: „Ich finde, das eigentlich Spannende [ist], dass sich eine Bewegung herausbildet, die die Grenzen der Historikerkunft übersprungen hat und die in die Regionen herausgegangen ist, die Nicht-Profis umfasst [...] und damit viel beigetragen [hat] zu einer demokratischen Aneignung von Geschichte, die ja immer auch eine Aneignung der eigenen Geschichte durch die Betroffenen selbst sein sollte“.¹¹ Für eine solche historiografische Selbstermächtigung propagierte auch Peukert die Oral History. Er war Anfang der 1980er-Jahre an der Konzeption von LUSIR, dem wohl bekanntesten frühen Oral-History-Projekt der Bundesrepublik,¹² be-

⁸ Vgl. Lutz Niethammer, Einleitung, in: Ders. (Hrsg.), „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll.“ Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, Berlin/Bonn 1983, S. 7-31, hier S. 17-22; vgl. auch Franka Maubach, „Mehr Geschichte wagen“! LUSIR und die ganze Geschichte der Arbeiter im Ruhrgebiet vor, während und nach dem Nationalsozialismus, in: Sprache und Literatur 47:117, 2018, S. 29-57, hier S. 30.

⁹ Vgl. Thomas Lindenberger/Michael Wildt, Radikale Pluralität. Geschichtswerkstätten als praktische Wissenschaftskritik, in: Archiv für Sozialgeschichte 29, 1989, S. 393-411; Geschichtswerkstätten gestern – heute – morgen. Bewegung! Stillstand. Aufbruch?, hrsg. von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, Hamburg 2004 (v. a. die Beiträge von Volker Ullrich zu den Anfängen und von Beate Meyer zum Stellenwert der Oral History in der Geschichtswerkstättenbewegung).

¹⁰ Wortmeldung von Martin Düspohl in der auf dem Radiosender RIAS (Rundfunk im amerikanischen Sektor, Vorläufer von Deutschlandradio) ausgestrahlten Reportage von Angelika Windloff über „Geschichte von unten – Die Arbeit der Geschichtswerkstätten und die Diskussion der Alltagsgeschichte“ vom 13.10.1984, transkribiert und kommentiert in: Hanno Hochmuth, Theorie und Alltag. Detlev Peukert und die Geschichtswerkstätten, in: Rüdiger Hachtmann/Sven Reichardt (Hrsg.), Detlev Peukert und die NS-Forschung, Göttingen 2015, S. 159-174, hier S. 168.

¹¹ Vgl. ebd., S. 167.

¹² LUSIR (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960) war für die metho-

teiligt gewesen und regte später in seiner Funktion als Direktor der Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg (heute: Forschungsstelle für Zeitgeschichte) das erste westdeutsche Oral-History-Archiv an. Auf sein Bestreben wurde 1990 durch einen Beschluss der Hamburger Bürgerschaft die Werkstatt der Erinnerung (WdE) ins Leben gerufen. An Peukerts Projektvorschlag aus dem Jahr 1989 ist bemerkenswert, wie seine strategischen Argumentationen zur Gründung der WdE den heutigen Forderungen zur Etablierung von Citizen Science gleichen. So findet sich bei Peukert ebenfalls die Demokratisierungsidee, indem er das Sammeln von Interviews mit NS-Verfolgten als wichtigen Beitrag für das „demokratische Bewusstsein“ Hamburgs propagiert.¹³ Auch der Kooperationsgedanke taucht im Projektvorschlag auf, allerdings meint Peukert damit weniger die gleichberechtigte Zusammenarbeit mit den einzelnen Interviewten, sondern eine Kooperation auf Augenhöhe mit den Hamburger Geschichtswerkstätten. Die Werkstatt der Erinnerung, die ja schon vom Namen her an die Tradition der Geschichtswerkstätten anschließt, sollte nicht über diesen stehen, sondern bestehende Initiativen koordinieren, bereits geführte Interviews in einer Sammlung zusammenführen und somit zum „Gedächtnis der Stadt“ werden. Damit schrieb Peukert der WdE eine Rolle an der Schnittstelle von Wissenschaft und städtischer Öffentlichkeit zu.¹⁴ Spulen wir nun rasch 33 Jahre vor und werfen einen Blick in das 2022 erschienene „Weißbuch Citizen-Science-Strategie für Deutschland 2030“, so wird hier Archiven eine ähnliche Scharnierfunktion zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit zugeschrieben, die es zur Etablierung von Citizen Science zu nutzen gelte. Archive könnten „als Bindeglied zwischen der Wissenschaft und existierenden Forschungscommunities [...] agieren und durch die Bereitstellung geeigneter Werkzeuge und Infrastrukturen die Zusammenarbeit stärken“.¹⁵

dologische Weiterentwicklung der Oral History bedeutsam, gerade weil vieles anders lief, als die Beteiligten es erwartet hatten, vgl. Lutz Niethammer, Fragen-Antworten-Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History, in: Ders./Alexander von Plato (Hrsg.), „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Berlin/Bonn 1985, S. 392-445.

¹³ Detlev Peukert, Projektvorschlag Hamburger Lebensläufe – Werkstatt der Erinnerung, Februar 1989, in: FZH-Archiv 376-22. Zur Geschichte der WdE vgl. Linde Apel, Ein besonderes Gedächtnis der Stadt? Eine Bestandsaufnahme zum 30-jährigen Jubiläum der Werkstatt der Erinnerung, in: Dies. (Hrsg.), Erinnern, erzählen, Geschichte schreiben. Oral History im 21. Jahrhundert, Berlin 2022, S. 49-80, hier S. 50; <https://zeitgeschichte-hamburg.de/wde.html> [29.04.2024].

¹⁴ Zu Kooperationen der WdE mit städtischen Geschichtsinitiativen vgl. Sybille Baumbach u. a., Rückblenden. Lebensgeschichtliche Interviews mit Verfolgten des NS-Regimes in Hamburg, Hamburg 1999, S. 409 f.; Apel, Erinnern, S. 71 f.

¹⁵ Vgl. Bonn, Weißbuch, S. 117.

Vor dem Hintergrund der argumentativen Ähnlichkeiten zwischen der Propagierung der Oral History in den 1980er-Jahren und der Citizen Science heute, erstaunt es wenig, dass bürgerwissenschaftliche Projekte, die einen hohen Partizipationsgrad anstreben, die Methode der mündlich erfragten Geschichte für sich entdecken. Es ist wohl auch kein Zufall, dass es sich dabei vielfach um stadt- und/oder migrationshistorische Studien handelt, liegt es bei einer Auseinandersetzung mit „Marginalisierten“ der Geschichte im lokal-städtischen Umfeld doch auf der Hand, an die Tradition der Geschichtsschreibung „von unten“ anzuknüpfen. Beim Versuch, Forschung mittels Oral History demokratischer, kooperativer und integrativer zu machen, stoßen heutige Citizen-Science-Projekte allerdings häufig auf ähnliche Probleme, mit denen Oral Historians bereits vor Jahrzehnten gekämpft haben.

3. Schwierigkeiten der Shared Authority: Interessens- und Deutungskonflikte

Elfi Vomberg, Projektverantwortliche des kollaborativen Citizen-Science-Projekts #KultOrtDUS zur Medienkulturgeschichte Düsseldorfs,¹⁶ berichtet im kürzlich erschienenen Aufsatz „Mythenbeschleuniger Oral History“ von Schwierigkeiten, die sich im Zusammenhang mit dieser Methode ergeben hätten. Interviewt zu werden und sich in Erzählcafés auszutauschen, werde zwar von den Citizen Scientists besonders gut angenommen, allerdings nicht so wie geplant. Ziel war es, die teilnehmenden Bürger*innen nicht nur zu interviewen, sondern sie in die Auswertung der Erzählungen einzubeziehen, um sie als „kritische Beobachterinnen und Beobachter ihrer eigenen Zeit einzusetzen“.¹⁷ Die Interviewten hätten jedoch kein Interesse daran gezeigt, ihre „nostalgisch verkündeten Erinnerungen“ kritisch zu hinterfragen: „Im Fokus stand für sie [...], in geselliger Runde Gleichgesinnte kennenzulernen und gemeinsam Erinnerungen an eine besondere Zeit aus der Jugend auszutauschen“.¹⁸

Fast identisch klingen die Schilderungen von Martin Düspohl aus der bereits zitierten Radiosendung zu den Geschichtswerkstätten im Jahr 1984. Der Anspruch, gemeinsam zu forschen, sei nur schwer einzulösen, „[d]enn die [älteren Quartierbewohner*innen] haben das Interesse, nur zu erzählen. Die denken, so wir müssen jetzt unser Wissen an den Mann bringen oder an die Frau bringen,

¹⁶ <https://www.mekuwi.hhu.de/forschung-projekte/forschungsprojekte/weitere-projekte-und-veranstaltungen> [29.04.2024].

¹⁷ Elfi Vomberg, Mythenbeschleuniger Oral History. Die Medienkulturgeschichte Düsseldorfs als Citizen-Science-Projekt, in: René Smolarski/Hendrikje Carius/Martin Prell (Hrsg.), Citizen Science in den Geschichtswissenschaften. Methodische Perspektive oder perspektivlose Methode?, Göttingen 2023, S. 187–203, hier S. 199.

¹⁸ Ebd., S. 194 f.

und wir hatten oft andere Interessen als das, was die erzählten“.¹⁹ Dass es schwierig sei, eine „Geschichte von unten“ zu schreiben, weil sich das Spannungsverhältnis zwischen der „Volkserfahrung“ und der Interpretation durch Historiker*innen nicht einfach auflösen lasse, konstatierte 1985 auch Lutz Niethammer im Vorwort zur zweiten Auflage des oben zitierten programmatischen Sammelbandes der frühen Oral History: Die meisten Projekte, die „Betroffene“ in die Interpretation einbeziehen wollten, scheiterten an der Aufgabe. Einige Projekte hätten sich gar nicht um eine Analyse bemüht, andere seien über ein reines Nacherzählen nicht hinausgekommen. Oral History mit einem wissenschaftlichen Anspruch müsse aber, so Niethammer weiter, die Narrative der befragten Menschen mit den Deutungen der Wissenschaftler*innen zusammenbringen.²⁰ Dass dies nicht so einfach ist, zeigt die Geschichte der Oral History der letzten 40 Jahre – eine Geschichte voller Interessen- und Deutungskonflikte. Ein Beispiel aus der Frühzeit der Oral History ist das „Hochlarmarker Lesebuch“.²¹ Die Publikation ist das Resultat einer Ko-Forschung von Historiker*innen um Michael Zimmermann und der Quartierbevölkerung von Hochlarmark, einem Stadtteil von Recklinghausen. Das Projekt, das aufgrund des hohen Partizipationsgrads viel Aufmerksamkeit erfuhr und Nachahmer*innen fand, hatte damit zu kämpfen, dass gewisse Themen wie Rassismus oder NS-Belastungen nicht thematisiert, geschweige denn veröffentlicht werden konnten, was zu einer Resignation der beteiligten Forschenden führte.²² Ein jüngeres Beispiel lässt sich im Aufsatz „Jung interviewt alt – Ein Lehrstück des Scheiterns“ von Linde Apel nachlesen. Darin schildert sie den Konflikt mit einem älteren Herrn, der erfolgreich verhinderte, dass Schüler*innen, die ihn und andere „Zeitzeug*innen“ interviewt hatten, Fragen an seine Erzählung stellten, sodass die Interviews aus dem Schulprojekt unkommentiert erschienen, also nicht über ein reines Nacherzählen hinauskamen.²³

Da sich, wie hier exemplarisch dargestellt, die gemeinsame Auswertung mit Betroffenen eines historischen Phänomens arbeitsintensiv und mitunter konfliktreich gestaltet, versuchen sich nur noch wenige Oral-History-Projekte an der kollaborativen Analyse. In der Regel liegt heute die Interpretation allein in den Händen der Historiker*innen, was ein eigentümliches Machtverhältnis

¹⁹ Hochmuth, Theorie, S. 168.

²⁰ Vgl. Niethammer, Lebenserfahrung (2. Aufl. 1985), S. III.

²¹ Hochlarmarker Lesebuch. Kohle war nicht alles. 100 Jahre Ruhrgebietsgeschichte, hrsg. von der Stadt Recklinghausen, Oberhausen 1981.

²² Vgl. Alexander von Plato, Ambivalenter Etablierungsprozess. Michael Zimmermann und die lebensgeschichtlichen Tücken einer „Geschichte von unten“, WerkstattGeschichte 50, 2008, S. 69-72, hier S. 70.

²³ Vgl. Linde Apel, Jung interviewt Alt. Ein Lehrstück des Scheiterns, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 25:2, 2012, S. 1-21.

zwischen den Gesprächspartner*innen zur Folge hat. Während des Interviews verfügen die Interviewten ganz über die erzählerische Gestaltungsmacht – zumindest beim biografisch-narrativen Interview, das in der deutschsprachigen Oral History mehrheitlich zum Einsatz kommt. Die Interviewenden sollen, so der methodische Imperativ, in erster Linie zuhören, die Erzählung im Fluss halten und das Gegenüber zu Expert*innen ihrer selbst befähigen.²⁴ Im Interpretationsprozess dreht sich der Spieß jedoch um: Aus den Zuhörenden werden aktive Interpret*innen und aus den Erzähler*innen passiv Interpretierte.²⁵ Dass diese ungleiche Machtverteilung problematisch ist, diskutieren Oral Historians seit den frühen 1990er-Jahren unter dem Schlagwort Shared/Sharing Authority. Geprägt wurde der Begriff von Michael Frisch, einem amerikanischen Oral Historian. „Autorität zu teilen“ bezog er auf die kommunikative Ebene in der Interviewsituation sowie auf die Transkriptbearbeitung. So plädierte er dafür, dass Interviewte die Möglichkeit bekommen sollten, das Transkript zu bearbeiten und zu autorisieren.²⁶ Das Konzept der geteilten Autorität wurde seither vielfach aufgenommen, erweitert und bezieht sich heute meist auf umfassende Kollaborationen, in denen Interviewte vom Forschungsdesign bis zur Auswertung einbezogen werden. Solche gleichberechtigten Co-Forschungen finden sich vorwiegend in eher aktivistisch motivierten Projekten, die im Sinne des Empowerment einer marginalisierten gesellschaftlichen Gruppe Gehör verschaffen wollen.²⁷ Zugespitzt formuliert kommt der Ko-Forschungs-Ansatz, so die Oral Historian Linda Shopes, vor allem dort zum Einsatz, wo die Interviewten den Forschenden sympathisch sind und sie gewisse Grundwerte teilen. Sie plädiert dafür, die Grenzen dieses Konzepts stärker zu diskutieren, insbesondere die Frage, wer im Falle konfligierender Deutungen das letzte Wort behält oder wann es als Historiker*in schlicht unmöglich ist, die intellektuelle Kontrolle abzugeben, was sie am Beispiel von Interviews mit Ku-Klux-Klan-Anhänger*innen anschaulich illustriert.²⁸ Diese Fragen, die bereits vor 20 Jahren formuliert, aber meines Erachtens noch nicht ausreichend diskutiert worden sind, sollte sich heute jedes Projekt stellen, das Citizen Science und Oral History verbinden will.

²⁴ Vgl. Alexander von Plato, Interview-Richtlinien, in: Ders./Almut Leh/Christoph Thonfeld (Hrsg.), Hitlers Sklaven, Wien 2008, S. 443-450.

²⁵ Vgl. Almut Leh, Forschungsethische Probleme in der Zeitzeugenforschung, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 13:1, 2000, S. 64-76, hier S. 70.

²⁶ Michael Frisch, A Shared Authority. Essays on the Craft and Meaning of Oral and Public History, New York 1990.

²⁷ Vgl. Lynn Abrams, Oral History Theory, London 2016, S. 166-174, bes. S. 174.

²⁸ Vgl. Linda Shopes, Commentary. Sharing Authority, The Oral History Review 30:1, 2003, S. 103-10, hier S. 108 f.

4. Unterschiedliche Betroffenheiten und die Grenzen der geteilten Autorität

Die meisten Citizen-Science-Projekte, die Oral History betreiben, stellen die Geschichte der beteiligten Bürger*innen ins Zentrum. Das ist naheliegend, soll Citizen Science doch stärker an die Bedürfnisse und Lebensrealitäten der Bevölkerung anknüpfen. Problematisch ist jedoch, dass dabei viel zu selten eine Verständigung über den komplexen Charakter der Quellengattung Interview stattfindet. Für uns Historiker*innen sind Oral-History-Interviews äußerst wertvolle Dokumente subjektiver Sinngebung und Verarbeitung historischer Erfahrung. Uns ist bewusst, dass Vergangenheit in Interviews nicht unverändert vorliegt, sondern in einer spezifischen Erzählsituation im Dialog mit den Interviewenden verhandelt wird, und dass lebensgeschichtliche Erzählungen eine identitätsstiftende Funktion haben. Für geschichtswissenschaftliche Analysen interpretieren wir die Narrative daher in ihren historischen und biografischen Zusammenhängen und kontrastieren sie mit anderen Interviews und weiteren Quellen.²⁹ Die meisten unserer Gesprächspartner*innen hingegen, so wage ich zu behaupten, erheben den Anspruch, dass ihre Darstellung der Ereignisse dem entsprechen, „wie es gewesen“ ist. Es gibt bestimmt auch Citizen Scientists, die ein differenziertes Geschichtsbild haben und bereit sind, ihre Erfahrungen kritisch zu reflektieren. In dem Fall haben wir es aber immer noch mit den Selbsteutungen einer Person zu tun. Ob es angemessen ist, deren sinn- und identitätsstiftende Deutungen in einem kollaborativen Prozess – das heißt in langen und intensiven Diskussionen – kritisch zu hinterfragen, diese Frage hat Almut Leh bereits im Jahr 2000 in ihren forschungsethischen Überlegungen zur Oral History aufgeworfen. Sie gibt zu bedenken: „Der Forscher ist nur Interpret von Daten eines anderen; der Befragte ist aber Interpret und Handelnder zugleich. Während der Forscher immer neue Interpretationen entwickeln und prüfen kann, muss der Befragte Interpretation und Rechtfertigung in einem leisten. Der Forscher stellt seine Fallgeschichte zur Disposition, der Befragte seine Identität“.³⁰ Diese ungleichen Voraussetzungen und unterschiedlichen Betroffenheiten machen eine gemeinsame Interpretation von persönlichen Erzählungen schwierig.³¹ Noch bei maximaler Offenheit und radikaler Selbstreflexivität aller Beteiligten ist es fragwürdig, was es bringen soll, jemanden in seinen ge-

²⁹ Vgl. Andrea Althaus/Linde Apel, Oral History, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 28.3.2023, https://docupedia.de/zg/althaus_apel_oral_history_v1_de_2023, DOI: <https://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok-2478> [29.04.2024].

³⁰ Leh, Forschungsethische, S. 72.

³¹ Historiker*innen sind selbstverständlich auch oft betroffen von den Themen, die sie erforschen. Eine Selbstreflexion über die eigene subjektive Position gehört daher zu den Grundlagen historischen Forschens. Betroffenheit wird vor allem dann zum Problem, wenn sie mit Identifikation und Aktivismus einhergeht.

wachsenen Überzeugungen und handlungsleitenden Selbstbildern zu verunsichern. Sind Oral History und Citizen Science also überhaupt vereinbar?

5. Fazit: Oral History und Citizen Science im harmonischen Zusammenspiel

Die Methode der Oral History kann sehr wohl für Citizen-Science-Projekte fruchtbar gemacht werden. Gerade bei der Untersuchung urbaner Orte und städtischer Entwicklungen hat die Zusammenarbeit mit lokalen Akteur*innen eine lange Tradition, auf die aufgebaut werden kann. Um jedoch nicht in die gleichen methodischen Fallen zu tappen wie die frühen Oral Historians, empfiehlt sich eine vertiefte Auseinandersetzung mit deren Lernprozessen. Wie im Beitrag dargelegt, wurde in den letzten Jahrzehnten innerhalb der Oral History intensiv über Machtasymmetrien, unterschiedliche Betroffenheiten sowie Chancen und Grenzen geteilter Autorität diskutiert. Vor dem Hintergrund dieser methodologischen und forschungsethischen Diskussionen sowie auf der Basis eigener Projekterfahrungen möchte ich zusammenfassend darlegen, auf welche Weise Bürger*innen gewinnbringend in die verschiedenen Phasen eines Oral-History-Projekts einbezogen werden können.

Es ist beispielsweise äußerst sinnvoll, Citizen Scientists dazu zu befähigen, selber (lebens-)geschichtliche Interviews zu führen, denn sie bringen andere Perspektiven, neue Fragen und Kompetenzen wie beispielsweise Sprachkenntnisse ein.³² Menschen und ihren Geschichten zuzuhören, kann für die beteiligten Bürger*innen zudem persönlich sehr bereichernd sein.³³ Auch den demokratischen Prozessen im Land schadet es sicherlich nicht, wenn Bürger*innen die Kunst des empathischen Zuhörens beherrschen. Nicht nur beim Führen der Interviews, sondern auch bei der inhaltlichen Erschließung und Vorbereitung zur Archivierung finden Citizen Scientists ein anregendes Betätigungsfeld. In einem Oral-History-Archiv wie beispielsweise der Werkstatt der Erinnerung fallen viele Aufgaben an, die auch engagierte Bürger*innen übernehmen können (zum Beispiel Transkripte bearbeiten, Kurzbiografien und Inhaltsübersichten verfassen). Da es sich bei dem „Material“ um lebensgeschichtliche Interviews handelt, bedeutet dies keine knochentrockene Archivarbeit, sondern eine Auseinandersetzung mit oft bestem Erzählstoff.³⁴

³² Vgl. dazu auch Kristin Oswald, Citizen Science (un-)gleich Oral History?, Bürger Künste Wissenschaft, 07.07.2023, <https://bkw.hypotheses.org/2048> [29.04.2024].

³³ Dies berichteten Teilnehmende im Citizen-Science-Projekt „Open City Hamburg?“, das 2023 an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte durchgeführt wurde und darauf zielte, Migrationsgeschichten in der Stadt zu sammeln und hörbar zu machen. Vgl. Andrea Althaus/Linde Apel/Jana Matthies, Open City Hamburg? Migrationsgeschichte(n) als Citizen Science, in: Zeitgeschichte in Hamburg, 2023, S. 66-78.

³⁴ Das Tagebucharchiv in Emmendingen baut für die dokumentarische Erfassung fast ganz

Auf der Ebene der Interviewauswertung wird es, wie ich zu bedenken gegeben habe, etwas schwieriger. Die einfachste Möglichkeit, Bürger*innen in die Auswertung einzubeziehen, besteht darin, Themen zu beforschen, von denen die Partizipierenden nicht unmittelbar betroffen sind und die nicht ihre persönlichen Erfahrungen und biografischen Entwürfe zur Debatte stellen. Selbstverständlich darf auch gewagt werden, Citizen Scientists ihre eigenen Geschichten erforschen zu lassen. In dem Fall sollte allerdings aufgepasst werden, was versprochen wird. Hierzu abschließend einige Überlegungen, die sich aus allgemeinen forschungsethischen Grundsätzen der Oral History speisen.³⁵ Erstens muss klar kommuniziert werden, wie die Rollen verteilt sind, wo die Grenzen der Partizipation liegen und was mit den Interviews später passiert, zum Beispiel ob sie archiviert und für Sekundäranalysen zugänglich gemacht werden. Zweitens sollte unbedingt eine Diskussion darüber stattfinden, welche Geschichtsvorstellungen die Beteiligten haben und welche Erwartungen sie an die Forschung knüpfen. Es ist wichtig, die Grundwerte geschichtswissenschaftlichen Arbeitens – wie ausgewogene Argumentation, intersubjektive Überprüfbarkeit oder das Vetorecht der Quellen – zu vermitteln und darüber zu sprechen, wie auf der Basis von Interviews Geschichte geschrieben werden kann. Drittens sollte – gerade im Fall von Deutungskonflikten – den verschiedenen Interpretationen in der Ergebnispräsentation genügend Platz eingeräumt werden, sodass sie als Lesarten zu erkennen sind, die hinterfragt werden können. Auf diese Weise werden die Teilnehmenden dazu eingeladen, historisches Wissen nicht als unumstößliche „Wahrheit“ zu verstehen, was einer Academic Literacy, die durch Citizen Science befördert werden soll,³⁶ durchaus Vorschub leisten kann. Beim Führen, Bearbeiten oder Interpretieren von diversen lebensgeschichtlichen Interviews können Citizen Scientists die Pluralitäten, Mehrdeutigkeiten und Widersprüchlichkeiten subjektiver und situativ gebundener Vergangenheits- und Selbstdeutungen erkennen, was ein kritisches Denken und das Verständnis für Komplexitäten in Wissenschaft und Gesellschaft ermöglicht.

auf ehrenamtliches Engagement und macht damit seit 25 Jahren gute Erfahrungen. Vgl. <https://tagebucharchiv.de> [29.04.2024].

³⁵ Vgl. Althaus/Apel, Oral History.

³⁶ Vgl. Heinisch u. a., Citizen Humanities, S. 111.

Andrea Althaus, Dr., ist Historikerin und arbeitet seit 2020 an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. Dort ist sie für die Betreuung des Oral-History-Archivs Werkstatt der Erinnerung zuständig. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Oral History, Migrations- und Geschlechtergeschichte im 20. und 21. Jahrhundert.

althaus@zeitgeschichte-hamburg.de